

Unverkäufliche Leseprobe



Hartwin Brandt
Das Ende der Antike
Geschichte des spätrömischen Reiches

116 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-51918-5

1. Die Spätantike – Spätzeit und Frühzeit

Die um das Wörtchen „spät“ gebildete Begrifflichkeit weckt Vorstellungen vom nahenden Ende einer zeitlichen Kontinuität: Frühzeit und Reife liegen bereits in der Vergangenheit, Verfall, Schwäche und anbrechende Finsternis kündigen vom baldigen Schlußpunkt – des Tages, des Lebens oder auch einer Epoche. In Thomas Manns „Buddenbrooks“, untertitelt „Verfall einer Familie“, schmökert der spätgeborene Hanno eines Mittags in familiengeschichtlichen Papieren, läßt „seine Augen noch einmal über das ganze genealogische Gewimmel hingleiten“ und zieht dann „mit der Goldfeder einen schönen, sauberen Doppelstrich quer über das ganze Blatt hinüber.“ Als ihn sein Vater dafür harsch zur Rede stellt, stammelt Hanno nur: „Ich glaubte ... ich glaubte ... es käme nichts mehr ...“. Zwar ist das Romangeschehen (und die Familiengeschichte) an diesem Punkt faktisch noch nicht beendet, doch in einem tieferen Sinne hat der kleine Spätling recht: Es kam eigentlich nichts mehr, mit der Familie war auch ein Zeitalter am Ende angelangt.

Seit Jacob Burckhardt Mitte des 19. Jahrhunderts in seinem Buch über ‚die Zeit Constantins des Großen‘ von der ‚spätantiken Zeit‘ sprach, hat sich in der gelehrten Forschung der Begriff ‚Spätantike‘ eingebürgert, zunächst mit den eben genannten Konnotationen: Natürlich ‚kam noch etwas‘ – in ereignisgeschichtlicher Hinsicht – nach dem goldenen Zeitalter der römischen Kaiserzeit; aber war dies im eigentlichen Sinne überhaupt noch ‚etwas‘? Waren die Jahrhunderte zwischen ca. 300 und ca. 600¹ nicht vielmehr nur der spätherbstliche Ausklang einer nahezu jahrtausendlangen Blütezeit beziehungsweise die Ouvertüre zu den ‚dark ages‘ des Mittelalters, das wiederum erst nach vielen Jahrhunderten neuerlichen Anschluß an das *aureum saeculum* der Antike finden sollte?

¹ Alle Jahresangaben in diesem Band bedeuten, wenn nicht anders angegeben, „nach Christus“.

Ihre aus althistorischer Sicht gewissermaßen kanonische Form hat diese Auffassung bereits im 19. Jahrhundert gefunden: Der Kaiser Diokletian (284–305) habe als Begründer des absolutistischen Dominats mit den Traditionen des römischen Prinzipats gebrochen und sich eine geradezu gottähnliche Position angemaßt; seine Nachfolger hätten sich hinter einem immer maßloser werdenden Hofprunk verschanzt und zunehmend von den Geschehnissen in Staat und Gesellschaft entfernt, die wiederum von wachsender Bürokratisierung und Erstarrung gekennzeichnet gewesen seien. Dieser inneren Schwäche habe folgerichtig ein Schwinden der äußeren Widerstandskräfte und militärischen Fähigkeiten entsprochen, wodurch der Zerfall des Imperium Romanum begünstigt und letzten Endes besiegelt worden sei.

Lange Zeit hat eine derartige Sichtweise die Wissenschaft dominiert, erst in den letzten Jahrzehnten ist sie im Zuge zahlreicher Untersuchungen zu Politik und Herrschaft, Gesellschaft und Wirtschaft sowie Kultur und Religion zwischen Diokletian und Justinian (527–565) stärker in den Hintergrund getreten. Nunmehr gilt die Spätantike als Epoche eigener Dignität, die einerseits durchaus noch genuin antiken Charakter besaß, andererseits aber – vor allem durch die Ausbildung der christlichen Kirche und durch die Christianisierung von Staat, Gesellschaft und Geistesleben – die wichtigen strukturellen Voraussetzungen des Mittelalters schuf. Mediävisten und Byzantinisten pflegen unseren Zeitraum denn auch bisweilen als ‚protobyzantinisch‘ oder (mit Blick auf das 5. Jahrhundert) gar als ‚frühmittelalterlich‘ zu bezeichnen und betonen seinen Übergangscharakter. In der Tat scheint die Ianusköpfigkeit das hervorstechende Charakteristikum der Spätantike zu sein: Altes wandelt sich, Manches vergeht oder tritt hinzu, und Neues entsteht; Kontinuität steht neben Diskontinuität – das Ende der Antike markiert zugleich einen Anfang.

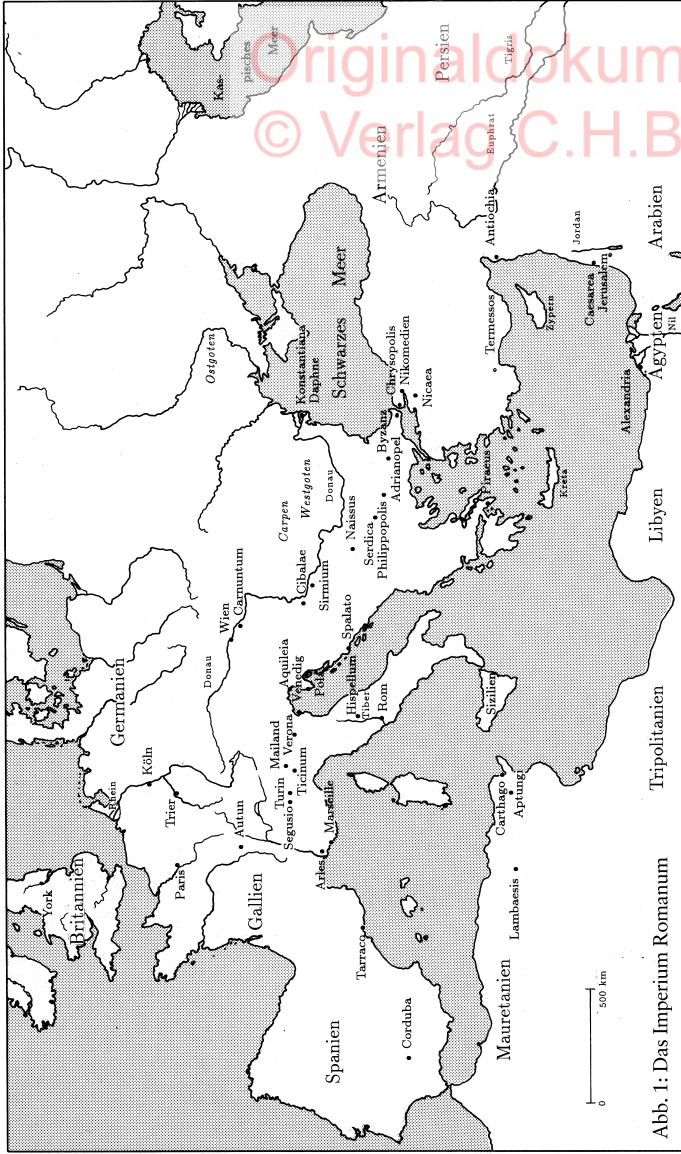


Abb. 1: Das Imperium Romanum

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck